

## Erfahrungsbericht Burns Fellowship 2017

*Von Judith Liere, stern / Toronto, Kanada, ohne Gastredaktion*

„Ich gehe nicht nach Kanada“, habe ich gesagt. „Auf keinen Fall gehe ich nach Kanada, das bringt mir doch gar nichts, da gibt es doch viel zu wenige Themen, die mein Heimatmedium drucken würde“, habe ich gesagt.

Das waren meine Worte Ende Mai 2017, beim Burns-Alumni-Dinner in Berlin, als wir neuen Fellows aufgeregt um einen der runden Tische herumsaßen und darüber sprachen, in welchen Städten und bei welchen Gastredaktionen wir unseren Nordamerika-Aufenthalt verbringen würden. Ich landete schließlich doch in Kanada. Und lernte dort: Mit meiner Aussage damals lag ich zu gleichen Teilen völlig falsch und völlig richtig. Aber dazu später.

Mein Burns-Start verlief holprig, ich hatte Probleme, eine Gastredaktion zu bekommen. Eigentlich war für mich schon bei der Stipendiumsbewerbung klar, wo ich hinwollte: nach New York, mögliche Alternativen: New York, New York oder New York – auch wenn Frank Freiling uns (wie wahrscheinlich allen anderen Burns-Gruppen auch) versuchte, die Stadt als Station auszureden, weil dort nicht „das echte Amerika“ zu finden sei. Ich wollte nicht darauf hören, schließlich bin ich Kulturredakteurin, was soll ich da bitte für Themen aus Ohio oder Kansas anbieten. Und nach Kanada wollte ich schon gar nicht, im ersten Jahr von Trumps Präsidentschaft, wo die ganze Welt auf die USA schaute.

Auf meine Wunschliste für die Gastredaktionen gab ich *Vanity Fair*, *New York Magazine*, *Buzzfeed* und *Vice* an, in der Hoffnung, dass zumindest eines der letzten beiden Medien sicher klappen würde. Es kam anders. Zu *Vanity Fair* und *New York Magazine* bekam ich nie eine Rückmeldung. *Buzzfeed* zeigte Interesse, ich mailte mit einem freundlichen Mitarbeiter. Dann hörte ich wochenlang nichts – bis eine Absage kam. Das war Mitte Mai und ich wurde langsam nervös. Dann eben *Vice*, da waren in den Vorjahren immer Fellows. Es dauerte wieder ein paar Wochen, bis die Absage kam, man könne in diesem Jahr niemanden nehmen. Mein New York-Plan war zerbröselt, ich war verzweifelt, es war Mitte Juni.

Also doch Kanada, ein Land über das ich bis dahin nicht viel wusste und in dem ich noch nie war. Ich ließ mir von Bekannten, die schon mal da waren, Toronto schönreden, und akkreditierte mich für das Filmfestival im September, zumindest das würde mir ein paar Geschichten oder Interviews für den *stern* liefern. Als Gastredaktion wäre ich gern zur Tageszeitung *Toronto Star* gegangen, aber die sagten schnell ab. Bei der anderen Tageszeitung, *The Globe and Mail*, war schon meine Mitstipendiatin Alexandra Eul untergebracht und sie wollten keinen zweiten Fellow. Emily Schult vom ICFJ in Washington schlug schließlich *Vice Canada* vor. Emily klärte die Details mit der Personalabteilung, ich mailte mit dem Redaktionsleiter,

führte auf seinen Wunsch ein halbstündiges Video-Vorstellungsgespräch mit ihm, lieferte danach noch eine Schreibprobe zu einem vorgegebenen Thema mit Deadline am nächsten Morgen ab. Seine Antwort: „solid effort and pretty funny, (...) I think we’re good to go on the fellowship, so I’ll have our HR manager move ahead with the necessary arrangements“. Das war am 30. Juni, drei Wochen später sollte ich schon in Washington zur Einführungswoche sein, also buchte ich endlich meine Flüge und suchte mir ein Zimmer in Toronto. Und dann, eine Woche später, sagte *Vice* wieder ab, beziehungsweise behauptete, es habe schließlich nie eine verbindliche Zusage oder einen Vertrag gegeben („We’re unable to host, due to last minute unforeseen circumstances internally at the company“). Im Nachhinein habe ich mitbekommen, dass kurz darauf mehrere Textredakteure entlassen wurden – ob das der Grund für die Absage war, weiß ich nicht. Der Redaktionsleiter zeigte nicht viel Interesse, mich zu treffen, als ich dann schließlich in der Stadt war.

Ich möchte zukünftigen Burns-Fellows nach dieser Erfahrung raten, sich frühzeitig und hartnäckig um die Gastredaktionen zu bemühen – und sich mit einer endgültigen Entscheidung nicht zu lange vertrösten zu lassen. Je früher man weiß, wo man landen wird, desto besser kann man auch größere Geschichten und Recherchen vorbereiten – ich bedauere, dass das bei mir nicht so möglich war.

Schließlich ging ich also ohne Gastredaktion, mit einem mulmigen Gefühl, ob ich die Zeit in Toronto würde sinnvoll nutzen können. Fazit: Ja, das konnte ich, auch wenn es nicht so einfach war. Ohne Gastredaktion bekam ich nicht wie die anderen Fellows automatisch Einblicke in die nordamerikanische Medienlandschaft und journalistische Arbeitsweise. Aber ich lernte, was es bedeutet, als Korrespondentin zu arbeiten. Ich hatte für den *stern* gut zu tun und war froh, dass ich genügend Zeit und Flexibilität hatte, meine geplanten Geschichten umzusetzen und auch spontane Arbeitsaufträge, die aus Hamburg kamen, annehmen zu können. In meiner Heimatredaktion waren die Kollegen nämlich recht dankbar, dass neben den beiden immer gut ausgelasteten New-York-Korrespondenten plötzlich noch jemand auf der anderen Seite des Atlantiks saß.

Allerdings stellte sich schnell heraus, dass ich mit einem Teil meiner Aussage beim Burns-Dinner sehr richtig lag: Es gab tatsächlich wenige Kanada-Themen, die mein Heimatmedium drucken wollte. Im *stern* herrscht ein ewiger Kampf um Platz und Seiten – da kann es schwer sein, sich mit einem Themenangebot durchzusetzen. In den USA überschlugen sich im Sommer 2017 die Ereignisse wegen Trump – für Geschichten aus Kanada war da schlicht kein Platz mehr. Die große Justin-Trudeau-Abfeierei war in Deutschland zu diesem Zeitpunkt schon durchgespielt und wirklich weltbewegende und für den *stern* berichtenswerte Dinge passierten in dem Land gerade nicht. Also führten mich tatsächlich so gut wie alle meine Aufträge für den *stern* wieder über die Grenze, in die USA. Ich war fünf Tage in Austin, Texas, wo ich den französischen Zeichner Didier Conrad traf, der von dort aus seit ein paar Jahren

die neuen Asterix-Comics zeichnet, und ich recherchierte eine Geschichte über das riesige Live-Musik-Angebot der Stadt für den Reiseteil und ließ mich von alten Cowboys zum Two-Step-Tanzen auffordern. Ich führte ein Interview mit dem in Portland, Oregon, lebenden Schriftsteller Omar El Akkad für eine Trump-Titelgeschichte, in der es darum ging, wie rassistisch die USA eigentlich sind. Ich reiste nach Maine, um dort den Autor und Journalisten Douglas Preston zu besuchen, der mir erzählte, wie er als Teil einer Expedition im Dschungel von Honduras eine geheimnisvolle untergangene Stadt entdeckte. Ich verbrachte beim Toronto International Film Festival TIFF zehn Tage nur im Kino, sah viele tolle Filme, die sicher für die Oscars relevant werden, war bei Pressekonferenzen mit Dutzenden großen Hollywood-Schauspielern und Regisseuren und sammelte Kontakte. Ich war eine Woche in New York, weil die Sehnsucht nach der Lieblingsstadt dann doch irgendwann groß wurde. Und am Ende der zwei Monate reiste ich noch ins überraschend französische Montréal und dann quer durch New England, um Hummer zu essen, Herbstlaub zu sehen und um den Kontrast zwischen dem intellektuellen Bürgertum in den Uni-Städten und den Trump-wählenden Farmern auf dem Land zu erleben.

Nun aber noch zu dem Teil meiner Aussage vom Burns-Dinner, mit dem ich völlig falsch lag: „Das bringt mir doch gar nichts“, habe ich gesagt, und das war natürlich totaler Quatsch. Ich habe dank des Burns Fellowship nicht nur gelernt, was es bedeutet, als Korrespondentin zu arbeiten, und mich bei meiner Redaktion in Hamburg bewiesen – sondern ich habe auch unerwarteterweise eine sehr, sehr tolle Stadt und ein progressives Land kennenlernen dürfen. Toronto ist super, eine Art entspanntes Miniatur-New-York, mit fantastischen Restaurants, hippen Bars und einem Strand direkt in der Stadt. Aber was mich wirklich zutiefst beeindruckt hat, besonders im Kontrast zum Rechtsruck und der wachsenden Fremdenfeindlichkeit in Deutschland: wie dieses Land und diese Stadt mit Einwanderern umgehen, wie selbstverständlich das Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten dort funktioniert. Toronto ist eine der multikulturellsten Städte der Welt, über die Hälfte der Einwohner sind nicht in Kanada geboren, es leben über 230 verschiedene Nationalitäten dort – und zugleich ist es eine der sichersten Städte der Welt.

Ich bin sehr dankbar, dass ich diese Erfahrung machen durfte – und ich bin im Nachhinein auch froh, dass ich nicht in New York gelandet bin, sondern eine völlig neue Stadt kennenlernen konnte.

Während des Fellowships entstandene Beiträge mit Nordamerika-Bezug:

- „Trump ist nur ein Maskottchen“ – Interview mit Omar El Akkad. stern, 24.8.2017
- Tor zur Hölle – Porträt über Douglas Preston. stern, 21.9.2017
- „Superman“ auf Französisch – Porträt über Didier Conrad. stern, 19.10.2017
- „Reise durch die Nacht“ – Reisegeschichte über Livemusik in Austin, Texas

Noch nicht erschienen:

- Reisegeschichte internationale Küche in Toronto. stern
- Kolumne über seltsame „deutsche Spezialitäten“ in Kanada. Der Feinschmecker

# „TRUMP IST NUR EIN MASKOTTCHEN“

... sagt der Schriftsteller Omar El Akkad. Die wahre Gefahr liegt in dem Zynismus jener, die ihn hervorgebracht haben



**Omar El Akkad, 35, ist Journalist und Schriftsteller.** Er wurde in Ägypten geboren, wuchs in Katar auf, zog dann mit seiner Familie nach Kanada und lebt heute im amerikanischen Portland, Oregon

**O**mar El Akkad, Ihr Roman „American War“ spielt 2075. Er könnte damit im Science-Fiction-Regal stehen – doch angesichts der Situation in den USA wirkt Ihre Zukunftsvision einer von Hass zerrissenen amerikanischen Gesellschaft erschreckend real.

Dass mein Buch als Zukunftsvorhersage angesehen wird, zeigt, dass die Realität in den USA hässlicher ist, als die meisten erwartet hätten. Was dort passiert, ist nicht neu, die Geschichte des Rassismus führt zurück bis zur Gründung des Landes. Aber dass es in einer solchen Lautstärke passiert, damit haben wohl nur wenige gerechnet.

**Eigentlich haben Sie in Ihrem Roman die heutige Situation im Nahen Osten in die USA der Zukunft übertragen. Sind die Parallelen größer, als Sie dachten?**

Die Trump-Regierung und die Republikaner – mit wenigen Ausnahmen – erinnern mich an die autoritären, amoralischen Regimes im Nahen Osten, unter denen ich aufgewachsen bin. Es ist verführerisch, alles auf Trump zu reduzieren. Donald Trump ist nur ein Maskottchen für eine viel tiefer gehende, bösartige

Bewegung. Eine der beiden politischen Parteien dieses Landes ist so zynisch geworden, dass sie jemandem wie ihm die Führung überlassen hat.

**Sind die USA anfällig für autoritäre Führer?**

Die USA waren schon immer von starken Anführern fasziniert, die Gesetze durchsetzen und hart gegen die Bösen vorgehen. Alle großen Ereignisse in diesem Land, egal ob gut oder schlecht, sind dadurch entstanden, dass Autoritarismus und Rebellion aufeinanderprallten – von der Gründung des Landes über die Bürgerrechtsbewegung bis zur Situation heute. Beängstigend ist, dass der Autoritarismus offenbar gerade gewinnt. Viele Mitglieder von Minderheiten oder ausgegrenzten Gruppen haben erlebt, dass die Konsequenzen der autoritären Politik meist auf Kosten der schwächsten Glieder der Bevölkerung gehen.

**Nach den Ereignissen in Charlottesville: Hat Trump diese Geister geweckt oder sie ihn?**

White Supremacy war schon immer eine Bewegung, die untrennbar mit Feigheit verbunden ist und die aus Feiglingen besteht. Keiner der Leute, die in Charlottesville marschiert sind, ist erst gestern in diesem Land aufgetaucht. Die gibt es schon lange. Aber weil sie Feiglinge sind, brauchen sie jemanden, der sie legitimiert. Trump brauchte mehrere Tage, um rechtsradikale Gewalt zu verurteilen – das sendet eine Botschaft. Für diese Feiglinge ist er jemand, durch den sie sich bestätigt fühlen.

**Hat Sie überrascht, was in Charlottesville passiert ist?**

Nazis und Ku-Klux-Klan-Mitglieder mussten sich in den letzten Jahrzehnten eher im Verborgenen treffen. Nicht, weil Amerika den Rassismus überwunden hätte, sondern weil die Normen sich zumindest so verändert hatten, dass er nicht mehr akzeptabel war. Mich überrascht nicht, dass es diese Leute immer noch gibt, und auch nicht, dass sie auf die Straße gehen, sondern dass sich eine der beiden großen Parteien diesen Leuten anbiedert. Das hat viel größere Auswirkungen, als wenn eine Gruppe wütender weißer Männer mit Fackeln marschieren geht.

**Warum sind die Amerikaner so schlecht in Geschichtsbewältigung?**

Das ist der Kern von fast allem, was in den USA schief läuft: die Unfähigkeit, die Kluft zu überwinden zwischen dem, was Amerika wirklich ist, und dem, was es vorgibt zu sein. Jedes Mal, wenn es zu rassistischer Gewalt kommt, sagen wohlmeinende, fortschrittliche Leute: „This is not who we are“, so sind wir nicht. Solche

Omar El Akkads Roman „American War“ beschreibt einen zweiten Bürgerkrieg in Amerika (S. Fischer, 24 Euro)

Aussagen ignorieren die Geschichte dieses Landes – auf vielen Ebenen ist Amerika nämlich genau so. Eine wirkliche Auseinandersetzung mit dieser Tatsache hat es aber nie gegeben.

**Auch Donald Trump scheint sich nicht detailliert mit der amerikanischen Geschichte auseinanderzusetzen zu haben.**

Trump ist ein Mann, der fast sein ganzes Leben ohne irgendwelche Konsequenzen für sein Handeln gelebt hat. Seine einzige Leistung besteht darin, als Sohn eines reichen weißen Mannes geboren worden zu sein. Ich glaube, er will überhaupt nicht unterscheiden zwischen der Wahrheit und dem, was er für Wahrheit halten möchte. Dieser Tweet neulich, mit dem er auf General Pershing und die Legende der Patronen in Schweineblut angespielt hat – das bringt für mich die beiden Hauptmerkmale von Trump auf den Punkt: eine Begeisterung für totale Grausamkeit und eine völlige Unfähigkeit, zwischen Fakten und Legenden zu unterscheiden.

**Trotzdem hat Trump weiterhin Anhänger, die ihm treu bleiben.**

Ich glaube, dass Fatalismus und Verweigerung eine Rolle spielen. Amerika besteht eben auch aus kleinen Städten im Mittleren Westen, die hart von der Hypothekenkrise getroffen wurden, von der Drogenkrise, von Arbeitslosigkeit. Viele Menschen hatten einfach nichts mehr zu verlieren. Manchen war bestimmt bewusst, dass Trump als Präsident eine Katastrophe sein würde. Aber das hatte einen Reiz für sie. Sie haben die guten Fabrikjobs verloren, die ihre Eltern noch hatten, sie haben die aufstrebende Wirtschaft verloren, die diese Fabriken geschaffen hat, sie sehen, wie alte Schulkameraden aus Afghanistan und dem Irak mit fehlenden Gliedmaßen und Kriegstraumata zurückkehren, sie sehen, wie ihre Freunde an einer Überdosis sterben. Das Einzige, was ihnen bleibt, ist vielleicht ihre Hautfarbe. Die Wahl war ihr Verweigerungsakt: Lasst uns diesen Typen wählen, und wenn er alles kaputt macht – gut, das ist die Rache für das, was uns angetan wurde.

**Können die Ereignisse in Charlottesville und Trumps Reaktion darauf auch ein Weckruf sein, der zu einer Stärkung der Zivilcourage führt?**

Ich habe die Hoffnung, dass es eine Bewegung geben wird, die sich erhebt und diese Regierung als das benennt, was sie ist: rassistisch, frauenverachtend, faschistisch. Ob die Bewegung erfolgreich sein wird, hängt davon ab, wer sich erhebt. Die Minderheiten-gruppen in diesem Land warnen seit Jahren vor dieser Entwicklung, aber ein großer Teil der weißen Bevölkerung der USA hat nicht zugehört. Nichts von dem, was passiert, ist nicht schon vorher da gewesen. Trump macht bloß Einstellungen wieder gesellschaftsfähig, gegen die Bürgerrechtler seit Jahrzehnten ankämpfen. In nur wenigen Jahren wird er all ihre Erfolge um 50 Jahre zurückwerfen.

**Wie könnte eine Gegenbewegung aussehen?**

Wir müssen verhindern, dass diese Politik als normal angesehen wird. Das geschieht in Gesellschaften, die unter Extremismus leiden: Es setzt eine Form von

Erschöpfung ein. Man wacht jeden Tag auf, und es passieren wieder neue schreckliche Dinge. Und irgendwann wollen die Leute einfach nicht mehr darüber reden. Das ist der fundamentale Grundsatz jedes Widerstands: Solche Ereignisse dürfen niemals gesellschaftsfähig oder zur Normalität werden. Auch wenn es verführerisch ist zu sagen: Das ist mir alles zu viel, ich ignoriere das jetzt.

**Was glauben Sie, wie es weitergehen wird?**

Zwei Dinge machen mir Angst. Wir befinden uns in einer Phase von relativer Stabilität: Der Wirtschaft



**Charlottesville am 12. August: Mit rosa Schilden schützen sich Gegen-demonstranten vor gewaltbereiten Rechtsradikalen, eine junge Frau stirbt. Donald Trump spricht später von Gewalt „auf beiden Seiten“**

geht es einigermaßen gut, es gab lange keine großen Terroranschläge im Land. Wenn die Regierung sich so verhält, obwohl die Lage eigentlich ganz okay ist – was müssen wir dann erwarten, wenn etwas Schlimmes passiert, etwa ein Anschlag wie am 11. September? Ich möchte mir gar nicht ausmalen, wie die Trump-Regierung reagieren würde. Die andere Sache, die mir Angst macht: Wir sind wahrscheinlich acht Jahre davon entfernt, eine ganz neue Generation von Politikern zu erleben, die während der Trump-Ära groß werden. Sie werden die Dinge, die Trump und die Republikaner gerade tun, nicht als Abweichungen und Extreme erleben, sondern als normale Art, erfolgreich Politik zu betreiben. Trump selbst wird nicht die schlimmste Konsequenz dieser Zeit sein. Das, was folgt, könnte schlimmer sein.

**Sie glauben, Trump wird wiedergewählt?**

Wenn er nicht vorzeitig aufhört – durch Rücktritt, Amtsenthebung oder Verhaftung oder was auch immer –, dann wird er wohl wiedergewählt werden. Die Skandale um ihn sind ja nicht neu. Seine Anhänger wussten schon vorher, wer er ist. ✖

Interview: Judith Liere

**„WIR MÜSSEN VERHINDERN, DASS DIESE POLITIK ALS NORMAL ANGESEHEN WIRD“**





# KULTUR

Auf Expedition  
im Dschungel  
von Honduras:  
Douglas Presto-  
ton, 61 (r. und  
unten vorn)



**E**s gibt Gebiete auf dieser Erde, in die hat seit Jahrhunderten kein Mensch mehr einen Fuß gesetzt. Meist stecken dahinter gute Gründe: Dschungel, der so dicht ist, dass es kein Durchkommen gibt. Oder Schlammlöcher, so tief, dass sie einen Menschen verschlingen können. Gefährliche Tiere, wie extrem leicht reizbare und giftige Schlangen. Oder Insekten, deren Stiche widerliche Krankheiten übertragen. Für die Mosquitia, eine etwa 80 000 Quadratkilometer große Berglandschaft im Osten von Honduras, treffen alle Gründe zu. Auf den Karten der ersten spanischen Entde-

## BUCH Tor zur Hölle

Spannend wie ein  
Indiana-Jones-Roman:  
Douglas Prestons Suche  
nach dem „Affengott“

cker ist die Gegend als „Portal del Infierno“ eingezeichnet, als Tor zur Hölle.

Und doch hat diese abgeschiedene Gegend immer wieder Menschen angelockt; Entdecker, Schatzsucher, Forscher. Denn um die Mosquitia rankt sich eine Legende: Eine geheimnisvolle Stadt liege dort im Dschungel, erbaut von einem unbekannten Volk. „Ciudad Blanca“, die weiße Stadt, wird sie genannt, oder auch: Stadt des Affengotts. Gefunden hat sie jahrhundertlang niemand. Zu unzugänglich das Gebiet, zu vage die ganze Geschichte, um überhaupt sicher sein zu können, dass es diesen Ort wirklich gibt. Den US-Journa-

listen und Schriftsteller Douglas Preston hat all das nicht davon abgehalten, sich ebenfalls auf die Suche nach der Stadt des Affengotts zu machen. Um das gleich zu verraten: Er hat tatsächlich eine untergegangene Stadt gefunden. Über die aufregende und gefährliche Suche hat Preston nun ein Sachbuch geschrieben, so spannend wie eine Indiana-Jones-Geschichte.

„Ich habe 1996 zum ersten Mal von der Stadt gehört“, sagt Preston. Er sitzt im Wintergarten seines Hauses auf der Pemaquid-Halbinsel in Maine, eines wunderschönen Anwesens, das abgeschieden mitten im Wald mit einem fantastischen Blick aufs Meer liegt. Ein so idyllischer, friedlicher Ort, dass man eigentlich gar nicht mehr wegmöchte. Douglas Preston lacht, als man ihn fragt, ob er vor seinem Trip darüber nachgedacht habe, doch lieber in seinem hübschen Zuhause zu bleiben. Er sagt: „Reisen bedeutet, Komfort gegen Erlebnisse einzutauschen.“ Der 61-Jährige ist für seine Recherchen im Auftrag von Magazinen wie „New Yorker“ oder „National Geographic“ weit herumgekommen, war in Kriegsgebieten, bei den Roten Khmer in Kambodscha, hat immer wieder auch archäologische Expeditionen begleitet, betrat als Erster bis dahin ungeöffnete Grabkammern in Ägypten.

Preston spricht mitreißend und mit Begeisterung über seine Recherche. Er kam durch Zufall an diese Story. Ein Wissenschaftler erzählte ihm von einem geheimen Projekt, an dem er gerade arbeite. Mit Hilfe einer Technologie, mit der auch die Nasa arbeitet, wurde es möglich, selbst im dichtesten Dschungel vom Flugzeug aus Gebäudestrukturen ausfindig zu machen. Lidar nennt sich die Technik, „Light Detection and Ranging“, eine Art Laserscanner.

Dass die Expedition zur Stadt des Affengotts überhaupt eine Geschichte werden würde, war am Anfang gar nicht sicher. 2012 brach das Forscherteam erstmals nach Honduras auf, um mit einem Lidar-Gerät Luftaufnahmen von der Mosquitia zu machen. Bis dahin war selbst der begeisterungsfähige Preston noch skeptisch, ob sie etwas finden würden. Er wollte für den „New Yorker“ über die Expedition schreiben, zahlte die erste Rechercheise aber zunächst selbst. „Das hat 5000 Dollar

gekostet – wenn sie nichts entdeckt hätten, hätte ich vor der Redaktion wie ein Depp dagestanden. Das wäre nicht gut für meinen Ruf gewesen“, sagt er.

Doch die Luftaufnahmen waren eindeutig. Da waren unter dem dichten Blätterdach des Urwalds Strukturen einer mehrere Hundert Hektar großen Siedlung. Das Team entschied, auf dem Boden danach zu suchen – und sich den Gefahren zu stellen, die das Gebiet eben mitbringt. Die Expeditionsgruppe entging mehrmals knapp Angriffen der extrem aggressiven Lanzenotter. Nachts strichen Jaguare um die Zelte. Doch als größte Gefahr stellten sich letztlich winzige Tiere heraus, die Douglas Preston erst nur als lästige Plage empfunden hatte: Sandmücken. Denn die Insekten übertragen Leishmaniose, eine unappetitliche bis tödliche Krankheit, bei der die Schleimhäute absterben. Preston und andere Expeditionsteilnehmer merkten erst Wochen nach ihrer Rückkehr, dass sie sich infiziert hatten. Der Journalist hat

immer noch mit den Folgen zu kämpfen. „Aber es ist nicht so schlimm. Es ist bisschen wie

Lepra: Es frisst deine Haut weg, aber man fühlt sich nicht krank dabei“, sagt er trocken.

Das Team fand Steinskulpturen und Überreste von Gebäuden, die aus Lehm errichtet wurden – und nicht aus Stein, wie bei den Maya üblich. Um welche Zivilisation es sich handelt, warum sie vor wahrscheinlich rund 500 Jahren aus der Stadt verschwand, was sich noch unter dem Dschungelboden befinden könnte: Das alles muss noch erforscht werden.

Preston hat nach der Entdeckung schon weiter nach Themen gesucht. „Das Grab der Nofretete wurde noch nicht gefunden“, sagt er. „Es gibt aber Vermutungen, dass es sich neben den Grabkammern von Tutenchamun befinden könnte.“ Der britische Ägyptologe Nicholas Reeves hatte 2015 diese These in die Welt gesetzt; seitdem streiten die Experten und blüht die Fantasie. Man merkt, wie sehr Preston das Thema reizt. „Ich habe die Geschichte einer Redaktion vorgeschlagen. Sie finden alles noch etwas zu spekulativ, und damit haben sie wohl recht.“ Trotzdem klingt Preston, als wolle er hinreisen, um genauer nachzuschauen. Es wäre jedenfalls eine gute Geschichte.

Ursprünglich wollte Douglas Preston Paläontologe werden, am College besann er sich dann aber, lieber über Wissenschaft schreiben zu wollen. Eine weise Entscheidung: „**Die Stadt des Affengottes**“, die Suche nach

einer untergegangenen mysteriösen Zivilisation im Dschungel von Honduras, ist ein sehr gelungen erzähltes Sachbuch (DVA, 20 Euro). Neben Reportagen schreibt Preston Wissenschaftsthruiller und Krimis. ★★★★★

## ROMAN



Was für William Faulkner der Mississippi war, das ist für den Autor Norbert Scheuer die Eifel: der ewige Schauplatz seiner Romane, die bevölkert sind von Träumern,

Wahnsinnigen, Abenteurern, Tagedieben. In „**Am Grund des Universums**“ tauchen dem Scheuer-Leser wohlbekannte Gestalten auf: der Vogelforscher Paul etwa, der in Afghanistan verwundet wurde. Dazu die wunderliche alte Dame Sophia und die junge Nina, die unter einer seltenen Schwäche leidet: Sie kann schreiben, aber nicht lesen. Ein Stausee wird trockengelegt, die alten Geschichten treten wieder zutage. Magischer Stoff, einzigartig in der deutschen Literatur. (C. H. Beck, 19,95 Euro) ★★★★★

## ROMAN



Welch ein Anlauf. 1978 entwickelte Uwe Timm erste Ideen zu „**Ilkarien**“. Doch um eine Form für sein Großwerk zu finden, brauchte er Zeit. Jetzt, beinahe 40 Jahre später, legt er es vor:

Ein deutschstämmiger US-Soldat kehrt in sein Geburtsland zurück und befragt 1945 in München in vielen langen Sitzungen einen Buchhändler, der einst mit dem Eugeniker Alfred Ploetz befreundet war und sich später von ihm lossagte. Es geht um deutsche Geschichte, um Mitläufer und Oppositionelle – und um die Suche nach einer gerechteren Gesellschaft. Große Themen, ja, aber weil der Autor ein ebenso großer Erzähler ist, lohnt sich fast jede der 500 Seiten. (Kiepenheuer & Witsch, 24 Euro) ★★★★★

## ROMAN



Fiona Griffiths hat eine Ausbildung zur Undercover-Agentin absolviert, ihr erster Einsatz führt sie nach Cardiff, in eine Putz-firma. Klingt harmlos? Ja, ist aber der Auf-

takt zu einer Mordserie und einem beispiellosen Wirtschaftsverbrechen. Griffiths ist keine einfache Person, manchmal sogar eine dreifache, denn sie leidet unter einer seltenen Persönlichkeitsstörung. „**Fiona – Als ich tot war**“ ist der dritte und bislang spannendste Griffiths-Band des Wai-lers Harry Bingham. Der hat in Oxford sowohl Politik als auch Wirtschaft studiert und sollte sich mit Finanz-betrügereien also auskennen. (Wunderlich, 19,95 Euro) ★★★★★







Im neuen Asterix-Band brechen die Gallier zu einem großen Wagenrennen durch Italien auf. Dort leben zu Obelix' Bedauern allerdings gar nicht so viele Römer. Und diese Teigfladen wären mit ein wenig Soße auch leckerer – doch müssen die Italiener noch 1500 Jahre auf die Entdeckung der Tomate warten

**E**in Steinhaus in der Bretagne stellt man sich vor. Oder eine Altbauwohnung mit Flügeltüren in Paris. Oder eine Bauernkate in der Provence. So, denkt man, wird Didier Conrad wohnen, der neue Schöpfer des französischen Nationalheiligtums. Mit Blick aufs Meer, neben sich ein Glas Rotwein und einen Teller Käse, wird er sie zeichnen, die beiden bekanntesten Gallier der Welt: Asterix und Obelix.

Doch statt in einem Frankreich-Klischee findet man den Zeichner Didier Conrad in Austin, Texas. Typisches amerikanisches Vorstadthaus, die Nachbarn, die tatsächlich Cowboyhüte und Cowboyboots tragen, parken ihre überdimensionierten Pick-ups auf der Straße. „Ich mag es hier“, sagt Didier Conrad, ein freundlicher, zurückhaltender Mann mit einem gut geäugelten Gesicht und weißem Haar. Er spricht mit deutlichem französischem Akzent, dabei lebt der 58-Jährige seit mehr als 20 Jahren mit seiner Familie in den USA. Für Steven Spielbergs Animationsstudio Dreamworks ist er damals nach Kalifornien gezogen, hat bei Trickfilmen wie „Der Prinz von Ägypten“ mitgearbeitet, das Design für „Der Weg nach El Dorado“ entwickelt.

Vor ein paar Jahren wechselte Familie Conrad – Didier, seine Frau Sophie und

## COMIC „SUPERMAN“ AUF FRANZÖSISCH

Asterix ist Frankreichs Nationalheiligtum – das in Texas zum Leben erweckt wird. Besuch beim Zeichner Didier Conrad

zwei erwachsene Kinder – nach Austin. „Wir wollten eine Veränderung. Ich mag, dass hier überall so viel Platz ist, die Weite des Himmels. Frankreich ist so ein kleines Land“, sagt Conrad. „Außerdem interessiert hier keinen, was man macht. Franzosen haben immer zu allem eine Meinung und erklären einem, was man anders machen sollte.“

Das kann sehr ermüdend sein. Besonders jetzt, wo ich Asterix zeichne, wollen alle darüber reden. „In den USA hingegen kann er völlig unerkannt leben. Dem amerikanischen Fotografen, der ihn für diesen Artikel porträtiert, erklärt er das Phänomen

Asterix so: „So etwas wie ein französischer Batman oder Superman.“ Dabei haben die verschrobenen Bewohner des unbeugsamen gallischen Dorfes nur wenig gemein mit den kraftstrotzenden, maskulinen Helden der Amerikaner.

Didier Conrad hat eine große Aufgabe angetreten. 370 Millionen „Asterix“-Bände wurden bislang weltweit verkauft. Conrad hat Asterix und Obelix von ihrem Schöpfer Albert Uderzo übernommen – oder eher: übergeben bekommen. Der heute 90-jährige Erfinder der beiden rebellischen Gallier wollte sie lange nicht ziehen lassen. 1959 – im selben Jahr übrigens, in dem Didier Conrad geboren wurde – erschien der erste „Asterix“-Band, gezeichnet von Albert Uderzo, geschrieben von René Goscinny. Nach dessen Tod 1977 machte Uderzo allein weiter. Zehn weitere Folgen brachte der Zeichner noch heraus – doch die Fans des Comics beklagten, dass er nie an den Witz von Goscinny heranreichte. Besonders die letzten Bände fielen durch. Erst plante Uderzo, „Asterix“ ganz enden zu lassen, dann verkaufte er doch die Rechte zur Fortsetzung. Der französische Verlag ließ Comicszenaristen und Zeichner Proben einreichen – und entschied sich schließlich für das Duo Jean-Yves Ferri, Text, und Didier Conrad, Zeichnungen. Die beiden hatten vorher noch nicht ►

Von Judith Liere





Conrad an seinem Schreibtisch. 17 Monate hat er an seinem dritten Band gearbeitet, 20 bis 30 Stunden braucht er für jede Seite Reinzeichnung

zusammen gearbeitet und kommunizieren nun hauptsächlich via Internet: Ferri lebt, eher dem Klischee entsprechend, in den französischen Pyrenäen.

Jetzt ist „Asterix“ Nr. 37 erschienen, der dritte Band, den Ferri und Conrad zusammen gestaltet haben: „Asterix in Italien“ – mit einer Startauflage von über vier Millionen, gleichzeitig in mehr als 20 Sprachen. Conrad ist zufrieden mit dem neuen Werk: „Wir haben gute Arbeit geleistet. Wir haben nun endlich mehr Übung und auch mehr Vertrauen in unsere Arbeit.“

Die Kritiker hatten zwar schon die ersten beiden Bände des Duos („Asterix bei den Pikten“ und „Der Papyrus des Cäsar“) gelobt, doch besonders für Conrad war die Arbeit erst einmal mit sehr viel Stress verbunden. Denn eigentlich sollte Frédéric Mébarki die Nachfolge Uderzos antreten, sein künstlerischer Assistent, der bis dahin auch schon für die Reinzeichnungen verantwortlich war. Doch Mébarki genügte schließlich nicht den Ansprüchen, ein neuer Zeichner wurde gesucht, und die Entscheidung fiel auf Conrad. Er hatte sich bei seinen Entwürfen an den frühen Bänden orientiert, seine Vorbilder waren „Asterix als Legionär“ und „Der Seher“. Und so entsteht nun ein Stück französisches Kulturerbe am Stadtrand von Austin, Texas, an einem schlichten Schreibtisch, überwacht von zwei Plüschfiguren des japanischen Anime-Charakters Totoro, die zwischen Telefon und Computerbildschirm stehen.

Didier Conrad hatte nach der Zusage nur neun Monate Zeit, seinen ersten „Asterix“-Band zu zeichnen. „Das ist viel zu wenig“, sagt er, „Ich musste den Stil erst lernen und jeden meiner Arbeitsschritte absprechen.

Ich habe 20 Kilo abgenommen, weil ich praktisch nur jeden zweiten Tag etwas gegessen habe.“

Albert Uderzo hat seine Arbeit besonders zu Beginn gründlich überwacht. „Er war anfangs nicht besonders begeistert davon, dass ein anderer Zeichner übernimmt“, sagt Conrad. Er hat etwa Diskussionen über die Streifen auf Obelix' Hose geführt. „Es müssen immer dreieinhalb sein. Das ist schwierig, weil mir die Anzahl der Streifen eigentlich ziemlich egal ist“, sagt Conrad und lacht. Er erzählt, dass Uderzo schließlich einverstanden gewesen sei mit seiner Arbeit am ersten Band.

## BEI SEINEM ERSTEN BAND NAHM CONRAD 20 KILO AB

„Richtig begeistert war er aber noch nicht. Beim zweiten Album wurde es besser, mit unserem dritten ist er aber wirklich glücklich, glaube ich.“

Didier Conrad ist pragmatisch und bescheiden genug, nicht zu versuchen, den berühmten Figuren seine eigene Note aufzudrücken. „Die Reihe ist zu erfolgreich, als dass ich mir allzu viele Freiheiten erlauben könnte. Aber mein persönlicher Stil ist sowieso mit dem von „Asterix“ verwandt, ich mochte diese Art von Zeichnungen immer sehr.“ Dennoch gebe es minimale Unterschiede in seinen Zeichnungen, „aber wohl nichts, was Laien erkennen könnten. Meine Figuren bewegen sich etwas anders, etwas konventioneller. Uderzo hatte da einen sehr eigenen Stil.“

Asterix zeichnet Conrad übrigens lieber als Obelix. „Das war meine Identifikationsfigur, als ich die Comics als Kind gelesen habe. Außerdem ist Obelix schwerer zu zeichnen.“ Er entwirft eine grobe Bleistiftskizze des dicken Galliers auf einem Notizblock. „Es ist nicht einfach, wo man hier die Beine ansetzt.“

Didier Conrad hat mit 14 Jahren seine ersten eigenen Comics im belgischen Magazin „Spirou“ veröffentlicht. Später schuf er erfolgreiche Serien wie „Bob Marone“ oder „Helden ohne Skrupel“ (im Original „Les Innommables“) mit dem Szenaristen Yann. Außerdem hat er mehrere Comics mit seiner Frau, der Autorin Sophie Commenge, publiziert, die unter dem Pseudonym Wilbur arbeitet. Conrads Arbeitszimmer ist voll mit Bücherregalen, die zum großen Teil mit seinen eigenen Comicbänden gefüllt sind.

Zeit für seine Figuren bleibt dem Zeichner nun nicht mehr, „Asterix“ ist ein Vollzeitjob. 17 Monate hat er am neuen Band gearbeitet, alle zwei Jahre soll ein weiterer erscheinen. Ferri textet die Geschichte, sie sprechen sie gemeinsam durch, Conrad skizziert ein erstes Storyboard. Zwischendurch möchte auch noch der französische Verlag mitreden. Ganz am Ende setzt Conrad seine Bleistiftzeichnungen in Tusche um. Im Schnitt arbeitet er 20 bis 30 Stunden an einer Seite.

Conrad holt die Mappen mit den Tuschezeichnungen aus einem Schrank, die im Original in etwa doppelt so groß sind wie das gedruckte Format. Viel darf er bei unserem Besuch noch nicht über die neue Geschichte verraten, der Verlag hat ihn zur Geheimhaltung verpflichtet. Nur so viel: Es geht um ein großes Wagenrennen. „Manche Bilder waren sehr aufwendig, da habe ich drei, vier Tage daran gearbeitet.“ Und: Nachdem im letzten Band „Der Papyrus des Cäsar“ schon eine Figur nach dem Vorbild von Julian Assange auftauchte, wird in „Asterix in Italien“ nun ein von Silvio Berlusconi inspirierter Charakter eine Rolle spielen.

In den nächsten Wochen wird Didier Conrad zusammen mit Jean-Yves Ferri in Europa unterwegs sein, Pressearbeit für das neue Werk. Dann muss sich der zurückgezogen lebende Franzose wieder der Popularität aussetzen, die er als Zeichner eines Stücks Kulturguts in seinem Heimatland hat. „Es gibt übrigens eine Frage, die mir mit Abstand am häufigsten gestellt wird, wenn die Leute erfahren, wer ich bin“, erzählt Conrad und schaut ein wenig genervt. „Nämlich: Wie lautet das Rezept des Zaubertranks?“ ✨

USA

# Reise durch die Nacht

Country, Jazz, Blues und Rock: Austin im US-Staat Texas gilt als Welthauptstadt der Livemusik. Auf kleinen und großen Bühnen geben Bands allabendlich Konzerte – und die Besucher können sich endlos treiben lassen

Von Judith Liere





Countrymusik  
und Two-Step:  
zwei grundlegende  
Bestandteile  
im Little Long-  
horn Saloon

FOTO: SETH KUGEL/THE NEW YORK TIMES/RE/REDUX/LAIF





Die Stadt als Bühne: Ein Schlagzeuger zeigt auf dem Bürgersteig der Sixth Street sein Können (o. l.). In jeder lauen Nacht feiern die Menschen im Freien (o. r.) – oder gönnen sich einen Drink bei der Barfrau des „Continental

**W**elthauptstadt – das ist so ein Begriff, der in den Superlative liebenden USA inflationär eingesetzt wird. Was seltsame Blüten treibt: Das Örtchen Morton, Illinois, feiert sich als „Welthauptstadt des Kürbisses“. Bloomer, Wisconsin, sieht sich als „Welthauptstadt des Springseils“ und Rayne, Louisiana, als „Welthauptstadt der Frösche“.

Man ist vor dem Besuch in Austin, Texas, also erst einmal skeptisch, ob der Ort seinen Titel „Welthauptstadt der Livemusik“ zu Recht trägt. Diese Skepsis verabschiedet sich aber schon im Ankunftsgebiet des Flughafens: Da spielt eine Band, drei Männer mit Cowboyhüten unterhalten die Ankommenden mit Countrymusik. Auf dem Gepäckband stehen übergroße, bunt bemalte Skulpturen von Gibson-Gitarren. Und auf dem Weg in die Stadt hört der Taxifahrer Tom Petty, trommelt aufs Lenkrad und erzählt, dass er eigentlich Schlagzeuger sei und später in einer Bar mit seinen Jungs auftreten werde.

Mehr als 250 Bars, Kneipen, Restaurants, Biergärten, Konzerthallen gibt es in der texanischen Hauptstadt, in denen Bands auftreten – sogar in Supermärkten. „Die Herausforderung in Austin besteht eher darin, ein Lokal zu finden, in dem keine Livemusik gespielt wird“, sagt Michael Fracasso. Er steht auf der Hinterhofterrasse des „C-Boy’s Heart & Soul“, einer kleinen Bar an der South Congress Avenue. Kurz zuvor saß er noch mit seiner Gitarre drinnen auf der rot beleuchteten Bühne vor einem Glitzervorhang und sang seine Lieder – eine echte Americana-Mischung aus Folk, Country und Blues.

Fracasso ist ein sanfter Typ, die Haare angegraut, er singt melancholisch von Liebe und Tod, von Frauen, die in einer Hand eine Flasche, in der anderen eine Knarre halten. Seine Biografie ähnelt denen vieler Künstler in Austin. Er versuchte sein Glück erst in New York, hatte dort in den 80er Jahren Auftritte im legendären „CBGB“, aber so richtig kam die Karriere nicht in Schwung. „Die Stadt hat mich aufgefressen“, sagt er heute. 1990 ging er auf Rat seiner Agentin nach Austin. „Die Szene hier gibt mir so viel Unterstützung“, sagt Fracasso. „Das Gemeinschaftsgefühl ist groß, man hilft sich gegenseitig mit Kontakten weiter.“

Die Bar ist nicht voll an diesem frühen Mittwochabend, aber die Gäste, die da sind, hören konzentriert zu. Trotz des riesigen Angebots an Konzerten ist Livemusik in Austin selten nur Hintergrundbeschallung. Das große Stammespublikum kennt sich aus in der Szene. „Ich gehe nachher noch rüber in den ‚Continental Club‘“, sagt eine Frau, Ende 20, mit großflächigen Tätowierungen, „da spielt mittwochs immer Jon Dee Graham. Und danach vielleicht noch weiter ins ‚White Horse‘“.

Ein typischer Austin-Abend: Man hört sich mehrere Bands an, zieht von Lokal zu Lokal, wechselt von der South Congress Avenue, wo Läden wie das „C-Boy’s“ und der „Continental Club“ liegen, über den Colorado River auf die andere Seite der Stadt, geht dort im East End etwa ins „White Horse“ und danach vielleicht noch ins Ausgehviertel auf der Rainey Street, wo eher DJs auflegen. Rund um die Partymeile Sixth Street, die am Wochenende für den Autoverkehr gesperrt ist, finden sich zwischen billigen Bars, in denen Studenten Trinkspiele feiern und mittelmäßige





## Tipps

### Unterkünfte, Clubs, Bars und mehr in Austin



#### Übernachten

**Hotel San José:** stylish modernisiertes Bungalow-Hotel mit Pool. DZ ab ca. 200 Euro, 1316 S Congress Ave, Tel. +1/512/852 23 50, [www.sanjosehotel.com](http://www.sanjosehotel.com)

**The Driskill:** Das Luxushotel in zentraler Lage wurde 1886 eröffnet. DZ ab ca. 230 Euro, 604 Brazos St, Tel. +1/512/439 12 34, [www.driskillhotel.com](http://www.driskillhotel.com)

**The Guild Red River:** 60 Quadratmeter große Wohnung mit Küche und Balkon im Apartmentkomplex. 901 Red River St, ab ca. 90 Euro, [www.theguild.co/redriver](http://www.theguild.co/redriver)

#### Essen und trinken

**Torchy's Tacos:** Austin ist verrückt nach Tex-Mex-Food, bei dieser Kette gibt es die besten Tacos. Mehrere Filialen, u. a. 3005 S Lamar Blvd und 1822 S Congress Ave, [www.torchystacos.com](http://www.torchystacos.com)

**The White Horse:** Das sympathisch-ranzige Lokal hat eine große Tanzfläche und ein junges Publikum. 500 Comal St, [www.whitehorseaustin.com](http://www.whitehorseaustin.com)

**Antone's:** Der Club ist eine Institution für erstklassige Bluesmusik. 305 E 5th St, [www.antonessnightclub.com](http://www.antonessnightclub.com)

**The Continental Club:** Einer der Geburtsorte der Austins Musikszene, jeden Abend spielen mindestens zwei Liveacts. 1315 S Congress Ave, [www.continentalclub.com](http://www.continentalclub.com)

**C-Boy's Heart & Soul:** gemütliche Bar mit schummriger Beleuchtung und Bühne. 2008 S Congress Ave, [www.cboys.com](http://www.cboys.com)

#### Erleben

**Ginny's Little Longhorn Saloon:** Seit mehr als 40 Jahren besteht diese Honky-Tonk-Bar im Norden der Stadt. Sonntagnachmittags wird Chicken Shit Bingo gespielt – mit lebendem Huhn! 5434 Burnet Road, [www.thelittlelonghornsaloon.com](http://www.thelittlelonghornsaloon.com)

**Allens Boots:** endlos scheinende Regale voller Cowboystiefel, Gürtel und Lederfaschen und eine große Auswahl an Stetson-Hüten. 1522 S Congress Ave, [www.allensboots.com](http://www.allensboots.com)

Coverbands auftreten, immer wieder gute Lokale wie das „Rattle Inn“ und den Blues-Club „Antone's“.

Auf der Bühne des „Continental Club“ tritt derweil Jon Dee Graham auf, eine feste Größe der Austiner Musikszene. „I'm broken“, singt der Endfünfziger mit dem weißen Bart und der Halbglatte, seine kräftige Reibeisenstimme klingt wie eine Mischung aus Joe Cocker und Tom Waits, und er singt weiter: „The liquor is strong“, was ein Gast mit einem lauten „Yeah!“ kommentiert. Angegraute Altrocker stehen neben gepierchten Studenten und gestriegelten Leuten, die aussehen, als seien sie direkt aus dem Büro gekommen.

Nach dem Auftritt sitzt Jon Dee Graham im schrabbeligen Backstageraum. Erst kann er nicht so recht erklären, warum ausgerechnet Austin zur Hauptstadt der Livemusik wurde, „vielleicht ist irgendwas im Trinkwasser“, sagt er, aber dann erzählt auch er vom Zusammengehörigkeitsgefühl der Musiker und davon, wie andere Künstler ein Benefizkonzert für ihn veranstaltet haben, als er Geld für die Behandlung seines hüftkranken Sohns brauchte. Heute kümmern sich gemeinnützige Organisationen wie die „Health Alliance for Austin Musicians“ darum, dass gering verdienende Musiker Zugang zur Krankenversicherung bekommen.

Austins Ruf als Musikstadt begann in den 60er und 70er Jahren, in Lokalen wie „Armadillo World Headquarters“ oder „Threadgill's“, mit Künstlern wie Janis Joplin und Willie Nelson. Mit den Jahren wuchs die 900 000-Einwohner-Stadt zu einer liberalen, coolen Insel im konservativen Texas. Tech-Firmen, Start-ups, die Uni und nicht zuletzt Festivals wie das South by Southwest (SXSW) oder das Austin City Limits Music Festival (ACL) ziehen junge Leute aus dem ganzen Land an. „Keep Austin weird“ lautet der inoffizielle Slogan, Austin soll schräg bleiben.

Auch das alte (und genauso schräge) Austin gibt es noch: im „Broken Spoke“ etwa, einem Honky-Tonk-Schuppen, in dem Two-Step getanzt wird, ein langsamer, leicht schlurfender Schieber. Auf der Tanzfläche stehen zu bleiben ist streng verboten, und so landen auch nur mal gucken wollende Touristen schnell in den Armen einer Cowboystiefel-Trägerin oder eines Cowboyhut-Trägers. Und die Band singt: „I could waltz across Texas with you in my arms.“ ✕



An meine Haut lasse ich  
nur Wasser und CD.